Verschiedenes.

— Ueber den Werkstatt-Trunk im Sommer schreibt die „Werkmeister-Zeitung“ folgendes: „Die anhaltend warme Temperatur des heurigen Sommers bringt unsern Arbeitern in den Fabriken neben mancherlei andern Beschwerden als hauptsächlichste den heftigen Durst, dessen Stillung zum Wohlbefinden unbedingt notwendig ist. Dazu bedarf es vor allem der Bereithaltung stets frischen und kühlen Trinkwassers. Weil jedoch allzuvieles Wassertrinken unter Umständen schädlich wirken kann und besonders bei Feuerarbeitern oft Unbehagen erzeugt, so gewähre man diesen kostenlos einen Zusatz von doppelkohlensaurem Natron und Weinsteinsäure (Brausepulver) zum Wasser. Man wird alsbald beobachten, daß kaum noch die Hälfte der vorher benötigten Wassermenge zur Stillung des Durstes erforderlich ist. Auch etwas guter Essig dem Wasser zugesetzt wirkt außerordentlich wohlthuend. Wo es irgend angeht, da bereite man bei großer Hitze kalten schwarzen Kaffee, dessen angenehm belebende Wirkung allseitig bekannt ist, als Werkstatt-Trunk. Kein anderes Getränk bekommt so gut wie dieses. Sehr zu empfehlen als Zusatz zum Trinkwasser für Fabrik und Werkstatt ist auch der sogenannte Apfelsinenschalen-Essig. Da wo die leichten obergärigen Biersorten noch gebraut werden (Braunbier, Dünnbier, Füllbier u. s. f.), ist deren Genuß dem des Lagerbieres stets vorzuziehen, weil Braunbier den Durst nachdrücklicher stillt und dem Körper zuträglicher ist als das alkoholreichere Lagerbier. Zudem stellt sich der Preis des Braunbieres um mehr denn die Hälfte billiger als der des Lagerbieres. Auf keinen Fall jedoch gestatte man dem Arbeiter den Branntweingenuß. Nichts macht ihn schneller arbeitsunfähig als Schnaps, der wohl ein momentanes Aufflackern der ermatteten Kräfte bewirkt, dem aber um so schneller und nachhaltiger die Erschlaffung folgt. Nicht zu vergessen ist eine ausgiebige Ventilation der Arbeitsräume — Oeffnen aller Fenster und Thüren u. dgl. Im Hochsommer soll neben größter Reinlichkeit täglich ein öfteres Besprengen des Fußbodens mit frischem Wasser vorgenommen werden, und wem die Gesundheit seiner Arbeiter recht am Herzen liegt, der halte dieselben auch zu fleißigem Baden an, wodurch der Körper widerstandsfähiger gemacht wird. Uebermäßige Anstrengung des Personals bei heißer Jahreszeit füllt die Krankenhäuser und leert die Werkstätten.“

— Mit schmerzlichem Bedauern hat wohl schon mancher die Verwüstungen betrachtet, welche Holzwürmer an „Urväter-Hausrat“ oder an alten Büchern anzurichten pflegen, und wird den meisten daher erwünscht sein, ein gutes Mittel gegen dieses den Möbeln und Bibliotheken so gefährliche Insekt (anobium) kennen zu lernen. Man macht dasselbe am leichtesten durch Benzin unschädlich. Bücher bringt man in einen zu verschließenden Schrank und stellt ein Schälchen mit Benzin in denselben. Die Tiere sowie ihre Larven und Eier sterben dadurch bald ab. Möbel und Schnitzereien bringt man in einen verschließbaren Raum und läßt ebenfalls die Dämpfe von in einer Schale befindlichem Benzin darauf einwirken. Es dauert allerdings einige Wochen, ehe die Vernichtung der Tiere mit ihrer Brut vollendet ist, allein gern läßt man sich ja eine solche Mühe gefallen, wenn man dadurch alte, liebgewordene Möbel und Bücher von ihren Zerstörern befreien kann.

— Von dem Dichter der „Jobsiade“, dem Bergarzte Kortum, der in dem früheren Landstädtchen Bochum lebte, wird folgende heitere Geschichte in Erinnerung gebracht. Kortum war mit dem Apotheker des Ortes sehr befreundet und besuchte ihn täglich. Beide Herren waren Naturfreunde, besonders der Apotheker, der neben seiner Blumenzucht eine Menge von Vögeln pflegte. Dr. Kortum's Zuneigung unter diesen Lieblingen beider hatte sich der Wachtel zugewandt. „Bitte schenke mir die Wachtel!“ so war der tägliche Gruß des Arztes. Der Apotheker hatte etwas von der Schalkhaftigkeit des Doktors in seinen Adern. „Gut,“ sagte er eines Tages, „die ewige Quälerei bin ich nun satt, ich schicke Dir das Vieh.“ Nun ist der Behälter für eine Wachtel so beschaffen, daß er eine geschlossene Kiste darstellt, an beiden Seiten Futter und vorn ein vergitterter Altan, wo der Vogel bei Sangeslust eintritt. Der Behälter kam an seine Adresse. Der Doktor fütterte nach Vorschrift, aber „geschlagen“ wurde trotz des Frühlings nicht. Kam der Doktor in die Apotheke, so wurde ihm stets die Frage gestellt: „Wie geht's der Wachtel?“ — „Gut“ war die Antwort, „das liebe Tier ist bei mir verwöhnt, das muß sich erst an den Platz gewöhnen.“ Endlich riß dem Doktor die Geduld; er mußte das „verwöhnte“ Tier sehen, machte den Behälter auf und — eine große Ratte sprang ihm entgegen. Rache war natürlich der erste Gedanke. Dr. Kortum kam eines schönen Nachmittags mit der freundlichen Frage: „Sollen wir nicht einen Spaziergang bei dem schönen Wetter machen?“ Ein freudiges „Ja!“ erfolgte. Beide gingen eine Weile, da klagte der Doktor über Schmerzen im Bein. „Du weißt, daß ich nicht abergläubisch bin, aber erschreckend ist doch der Gedanke, wenn man von einem tollen Hunde gebissen ist und dieser Krankheit anheimfällt.“ Der Apotheker kennt die Natur der Krankheit und weicht ein paar Schritte vom Doktor ab. Nach kurzer Zeit setzten sich beide auf eine Wegebank nieder. Der Doktor klagt noch immer über die traurige Hundswut, der Apotheker schneidet immer bedenklichere Gesichter. Plötzlich bekommt der Doktor Krämpfe, greift zu und sperrt den Mund weit auf zum Beißen. Der Apotheker kennt die Krankheit und weiß, daß derartige Tolle wasserscheu sind. Er läuft sofort in einen Teich der nahen Viehweide oder „Vöde“, wo sich jetzt der schöne Stadtpark befindet — der Doktor nach, und wie der Apotheker tief im Wasser sitzt, ruft Kortum: „So, nun komm' heraus, — das war für die Wachtel!“

— [Der Zug kommt!] Am Montag vor acht Tagen saß, wie der „Hann. Cour.“ berichtet, auf dem Bahnhof in Scheeßel ein Geschäftsreisender aus R. und erwartete die Ankunft des Zuges. Kurz vor der Ankunft desselben findet sich ein Barbier im Wartesaal ein, um mit dem Zuge nach Lauenbrück aufs Geschäft zu fahren. Der Reisende stellt an den Barbier die Frage, ob er wohl noch Zeit hätte, ihn vor Ankunft des Zuges zu barbieren, was dieser bejaht. Der Schaumkünstler macht sich auch rasch an die Arbeit und seift dem Reisenden das Gesicht tüchtig ein; er hat indessen kaum das Werk beendet, da fährt auch schon der Zug ein. Rasch reißt der Barbier dem Herrn Reisenden das Tuch ab, nimmt Seifenschale und Messer und steigt in den Wagen, den „eingeseiften“ Herrn aber läßt er im Wartesaal sitzen. Es soll an Heiterkeit nicht gefehlt haben.

— [Wie tief der Aberglaube] noch immer im Volke und selbst in den sogen. gebildeten Kreisen sitzt, davon giebt nachstehender Vorfall ein neuerliches Beispiel. Eine Gutsbesitzerstochter bei Gleiwitz verlor vor einiger Zeit ihren Verlobungsring. Das mußte ein Unglück bedeuten, von dem sie oder ihr Verlobter betroffen werden würde. Der stete Gedanke hieran versetzte das Mädchen in solche Aufregung, daß es in ein hitziges Nervenfieber verfiel und starb. Der leidenschaftliche Schmerz um die Verlorene umdüsterte das Gemüt des Verlobten, eines in Mähren bediensteten Eisenbahnbeamten, dergestalt, daß er in einem Anfall von Verzweiflung sich aus dem Fenster seiner Wohnung stürzte, der Tod war die Folge. — Natürlich aber hat denn der Glaube an die bösen Folgen des Verlierens eines Verlobungsringes in der hiesigen Bevölkerung neue Nahrung erhalten.

Rätsel.

(Jeder Nachdruck und Nachbildung verboten).

Rebus.



Auflösung.

Rebus: Tintenfisch.

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung

Verantwortlicher Redakteur: H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

№ 34. Samstag, den 24. August. 1889.

15)

Die Villa am Rhein.

Original-Novelle von **Mary Dobson.**

(Nachdruck verboten.)

Eine Veranlassung zu diesem Irrtum war ohne Zweifel die Thatsache, daß er auf meinem Handgepäck den Namen H. Walker gelesen, denn aus verschiedenen Gründen habe ich den Namen unserer Firma beibehalten. Schon beim ersten Anblick war mir sein bleiches, krankhaftes Aussehen aufgefallen und da er das Haupt gestützt hielt und öfters mit der Hand über die Stirn strich, erkundigte ich mich nach seinem Befinden. Er erzählte mir, daß er seit einiger Zeit an heftigen Kopfschmerzen leide, die durch manche Geschäftsunannehmlichkeiten noch verschlimmert seien und sich jetzt beeile, seine Familie wiederzusehen, von der er seit vielen Wochen getrennt gewesen.

Leider bemerkte ich, daß sein Zustand sich auf der Reise verschlimmerte, und da bei der Ueberfahrt nach Ostende keine Besserung eintrat, so war er dort gezwungen, sich in ein Hotel zu begeben und einen Arzt rufen zu lassen. Ehe dieser kam, erzählte er mir, daß er beabsichtigt habe, seine Gattin, die ihn erst spät am Abend erwarte, mit dem Nachmittagszug zu überraschen, doch fühle er, daß er einige Stunden der Ruhe bedürfe, jedenfalls aber zur festgesetzten Zeit hier sein wollte.

Glücklicher Weise kam bald der Arzt und als dieser nach längerer Besprechung Ihren Herrn Gemahl verließ, erkundigte ich mich eingehend nach seinem Befinden. Er zuckte die Achseln und erklärte, daß Herr Eschenbach notwendig einige Stunden ruhen müsse, was ihm mit Hülfe der verordneten Medizin in den Stand setzen würde, die von ihm so gewünschte Weiterreise anzuknüpfen. Auch er halte diese für geraten, da möglicherweise der Patient einer schweren Krankheit entgegengehe.

Als der Arzt sich entfernt hatte, ließ Ihr Herr Gemahl mich rufen, teilte mir ähnliches mit und fragte mich, ob mir nicht möglich sei, meine Ankunft in Hamburg um einige Stunden zu verzögern, um Sie von seiner Krankheit zu benachrichtigen und auf seine Ankunft vorzubereiten und dann später meine Reise mit dem Courierzuge fortzusetzen.

Nach kurzem Bedenken sagte ich ihm dies zu, wodurch ich ihn sichtlich beruhigte und blieb bis zum Abgange des Zuges in seiner Nähe. Als wir uns trennten, dankte er mir für meine Gefälligkeit, trug mir Grüße an Sie auf und hoffte, mich diesen Abend auf dem Bahnhofe zu sehen.“

Elisabeth Eschenbach hatte Helbert Wendtorff mit keinem Worte unterbrochen, die Ueberraschung, die Sorge um ihren schwer erkrankten Gatten und die auf sie einstürmenden Gedanken und Gefühle ließen sie keine Worte dazu finden. Als er aber seinen Bericht beendet, sagte sie, ihre trüben Augen fest und ruhig auf ihn heftend:

„Nehmen Sie meinen wärmsten Dank, Herr Wendtorff, für Ihre Güte gegen meinen Mann, dessen Gesundheit mir schon seit einiger Zeit Sorge gemacht.“

„Dessen bedarf es nicht, Frau Eschenbach,“ unterbrach er sie mit einem Blick voll Teilnahme, „denn es hat mir zur großen Freude gereicht, ihm und auch Ihnen diesen kleinen Dienst zu leisten. Doch habe ich eine Bitte an Sie.“

„Eine Bitte?“ wiederholte langsam die junge Frau. „Sprechen Sie und wenn ich dazu imstande bin, werde ich sie gern erfüllen!“

„Das sind Sie, Frau Eschenbach. Ich möchte den angenommenen Namen beibehalten und Ihrem Gemahl wie anderen Menschen gegenüber als M. H. Walker gelten.“

„Wie Sie wünschen, Herr Wendtorff,“ erwiderte Elisabeth und fügte nach einer Pause hinzu: „Werden Sie auch zu Ihrem Herrn Vater reisen?“

„Nein, Frau Eschenbach,“ versetzte er entschieden und noch ernster als zuvor, „diesmal nicht, und was sollte ich auch dort? Mein Vater, der sich des besten Wohlseins erfreut, bedarf meiner nicht, doch werde ich mit Richard Stein eine Zusammenkunft haben, den ich nach so langer Trennung wiedersehen möchte! — Und nun Frau Eschenbach,“ und damit reichte er ihr seine Hand, in die sie einen Augenblick die ihrige legte „leben sie wiederum wohl und erinnern Sie sich meiner als eines treuen Freundes, in dessen Andenken Sie unverändert fortleben! Des Herrn Wege sind wunderbar und vielleicht führen sie uns noch einmal wieder zusammen!“ und sich leicht verbeugend verließ er schnell das Zimmer und das Haus und kehrte in seinem unten harrenden Wagen zur Stadt zurück.

Elisabeth blieb regungslos an ihrem Platze und lauschte auf den Schall der sich entfernenden Räder, dann aber wandte sie sich hastig dem Kinderzimmer zu, aus welchem die Stimme der kleinen Tochter zu ihr drang. Diese eilte ihr mit offenen Armen weinend entgegen, fragte wo sie so lange geblieben, und verlangte, auf ihrem Schoß zu sitzen, wo sie dann den Kopf an ihrer Brust barg.

Durch zärtliche Worte und Liebkosungen beruhigte Elisabeth schnell ihr Kind und erzählte dann Frau Feldmann, was sie durch den Fremden erfahren. Diese hörte ihr unter vielen Aeußerungen des Mitgefühls zu und betrachtete mit Teilnahme das bleiche Gesicht der jungen Hausfrau, welche fortfuhr:

„Frau Feldmann, lassen Sie Karl einen Boten besorgen, der Herrn Gronau und Dr. Schwarz die Briefe überbringen muß, welche ich sogleich schreiben werde. Um halb 9 Uhr aber muß ich zur Eisenbahn fahren und zwar mit Ihnen, um meinen

Mann in Empfang zu nehmen. Außer seinem Schlafzimmer wollen wir noch eins der Fremdenzimmer für ihn bereit halten, denn möglich wäre es, daß er nicht die Treppe hinauf gehen kann und unten bleiben muß."

Frau Feldmann ging, die Wünsche ihrer Herrin auszurichten; diese aber schrieb die Briefe an den Buchhalter und den Hausarzt und bedauerte wieder Dr. Bäumers Abwesenheit, zu dem sie als Arzt und Freund unbedingtes Vertrauen hatte.

Dann wurden die nichts ahnenden Kinder zur Ruhe gebracht und darauf die Zimmer für einen Schwerkranken eingerichtet und als dies alles geschehen, war auch die Zeit herangekommen, wo Elisabeth sich nach der Stadt begeben mußte. Sie kleidete sich eiligst an und als sie dann im Wohnzimmer erschien, trat ihr Frau Feldmann mit Wein und Speisen entgegen und sagte in überredendem Ton, indem sie zugleich voll Sorge die bleichen und abgespannten Züge der jungen Frau betrachtete:

„Genießen Sie dies, Frau Eschenbach, denn so viel ich weiß, haben Sie diesen Nachmittag weder Speise noch Trank zu sich genommen."

„Sie haben recht, Frau Feldmann," entgegnete Elisabeth, welche plötzlich ihre Kräfte schwinden fühlte, und sich schnell auf einen Sessel niederließ, dann genoß sie von dem Wein und den Speisen, wodurch sie sich wieder gestärkt fühlte, und ließ auch Frau Feldmann gewähren, ihr das Glas zum zweiten male zu füllen.

Als der Diener zurückkehrte, konnte sie mit sicheren Schritten den Wagen besteigen und fuhr mit ruhiger Fassung dem Bahnhofe zu.

Es war ein schöner Herbstabend; der Vollmond stand hoch am Himmel und sein silbernes Licht glänzte auf der Landschaft, welche im stillen Frieden dalag, bis sie die Nähe der Stadt erreichten, wo dann das regere Treiben derselben sich geltend machte.

Elisabeth sah dies alles nicht. Das müde Haupt gegen die Kissen gelehnt, vergegenwärtigte sie sich noch einmal das unerwartete Erscheinen von Helbert Wendtorff, der als Bote ihres Mannes gekommen, nachdem er ihm die Dienste eines Freundes und Bruders geleistet. Das Leben hatte ihn in wenigen Jahren zu einem andern gemacht, doch war er, was sie auf den ersten Blick erkannte, in seinem Herzen derselbe geblieben; das schlug noch für sie wie am Tage ihrer Hochzeit mit Gustav Eschenbach. Und sie — — hier wandten sich ihre Gedanken schnell ihrem kranken Gatten zu, der sich mit jeder Sekunde näherte, wie würde sie ihn wiedersehen und welcher Art würde die Krankheit sein?

In ihrem Sinne hatte sie nicht bemerkt, daß sie den Bahnhof erreicht, wo sie von dem Buchhalter Gronau und dem Hausarzt Doktor Schwarz begrüßt wurde.

Der Schnellzug näherte sich bereits und die Reisenden fanden sich ein. Elisabeth gedachte plötzlich Helbert Wendtorff's, der ebenfalls seine Fahrt fortsetzen wollte, doch glaubte sie die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß er ungeachtet seiner Zusage ihren Mann nicht wiedersehen würde, nachdem er von ihr Abschied genommen. Da ward geläutet und die Lokomotive hielt und Elisabeth und ihre Begleiter traten an die Wagenreihe, um den aufzusuchen, welcher den Kranken brachte. Das war indes nicht erforderlich, denn sie sahen einen Schaffner ein Coupee öffnen, welchem ein jüngerer Herr entstieg, der offenbar forschend und suchend umherblickte. Eines Weiteren bedurfte es für Elisabeth nicht, denn an die Thür tretend, sah sie ihren in Decken gehüllten Gatten, welcher mit schmerzlichem Lächeln in den matten Augen sie anblickte und ihr seine feuchtkalte Hand reichte. Zu einer weiteren Begrüßung blieb ihnen jetzt keine Zeit mehr, denn der Krankenwärter, welcher sich bereits mit Herrn Gronau und Doktor Schwarz verständigt hatte, trat mit diesen hinzu und sie trugen den Kranken mehr als sie ihn führten, in seinen Wagen, wohin ihnen Elisabeth folgte. Sie nahm mit dem Arzt neben ihrem Manne Platz, der Krankenwärter setzte sich zu Karl und als der Buchhalter, welcher seinen Chef mit traurigen Blicken betrachtete, den Schlag geschlossen, brauste der Eisenbahnzug schon wieder davon. In demselben Moment kam eiligst ein Kellner herbei und Elisabeth eine Karte reichend, sagte er:

„Sie ist für Herrn Eschenbach von einem Mr. Walker. Er bedauert unendlich, Herrn Eschenbach vor seiner Weiterreise nicht noch einmal gesehen zu haben, er hat sich aber in dem Hotel verspätet und kaum noch einen Platz bekommen!"

Dankend nahm Elisabeth die Karte entgegen, sah im Scheine der Laterne, daß einige Worte in englischer Sprache darauf geschrieben standen und reichte sie ihrem Manne, welcher sie in die Brusttasche steckte und sagte:

„Es thut mir wahrhaft leid, Mr. Walker nicht noch einmal gesprochen und für seine große Güte gedankt zu haben. Allein Du, Elisabeth, hast es gewiß gethan?"

„Ja, Gustav, das habe ich."

Hier nahm Herr Gronau mit dem Versprechen Abschied, am nächsten Morgen nach der Villa zu kommen und sich nach etwaigen Wünschen des Prinzipals erkundigen zu wollen, und Elisabeth fuhr mit ihrem kranken Gatten, der sich mit geschlossenen Augen in die Kissen lehnte, der stillen Villa zu. Er erreichte diese in fast gänzlicher Bewußtlosigkeit und wurde in das zu ebener Erde gelegene Zimmer getragen, wie es der Arzt bestimmt hatte.

18.

Während fünf Wochen hatte Elisabeth Eschenbach mit Hülfe des Heildieners, welcher ihn aus Ostende begleitete, ihren schwerkranken Gatten gepflegt. Nach dieser Zeit erklärte Doktor Schwarz die Lebensgefahr für seinen Patienten geschwunden, der aber noch lange nicht genesen sei und vor allen Dingen jede geistige Anstrengung und Aufregung zu vermeiden habe.

Während seiner Krankheit war Gustav Eschenbach sich stets der Nähe seiner Gattin bewußt gewesen, die offenbar wohlthuend und beruhigend auf ihn gewirkt, und in lichten Augenblicken hatte er Worte der Liebe und des Dankes an sie gerichtet. Bei zunehmendem Bewußtsein bat er sie, sich mehr Ruhe zu gönnen, und erkundigte sich auch nach den Kindern. Für alle übrigen Verwandten, denen er sonst Liebe und Teilnahme zuwandte, äußerte er kein Intresse, ja, er fragte nicht einmal nach ihnen; sie schienen für den Augenblick ganz aus seinem Gedächtnis entschwunden zu sein.

Seine Krankheit war der Majorin gänzlich unerwartet gekommen, da sie seinen damaligen Klagen über Kopfschmerzen nie großes Gewicht beigelegt, doch hatte die Nachricht davon sie schneller, als sie gewollt, zurückgeführt, aber der Gattin in der Pflege beizustehen, wobei sie sich gewissermaßen verpflichtet gefühlt, war vergeblich gewesen. Sie hätte auch, da sie weder Ausdauer noch Geduld besaß, wenig nützen können und begnügte sich, ihr Geschick zu beklagen, das sie wiederum in ihrer Familie Krankheit und Sorge erleben ließ.

Die Gerichtsrätin Waldheim, welche gleichfalls noch immer leidend war, hatte die traurige Kunde von der Erkrankung ihres Schwiegersohnes nicht überrascht, da sie ihn schon lange für krank gehalten, doch hatte Elisabeth weder ihrer Mutter noch den Freunden in der Heimat sie als bedenklich geschildert und erst als die Lebensgefahr für Gustav Eschenbach vorüber war, erfuhren alle, daß er nur durch ein Wunder dem Tode entronnen sei.

Ueber einen Punkt begann nach und nach Elisabeth große Sorge zu empfinden. Während seiner Krankheit, der darauf eintretenden Besserung und der jetzt andauernden Genesung hatte ihr Gatte nie seiner Geschäftsangelegenheiten, die sonst sein ganzes Denken ausgefüllt, erwähnt, und schien er auch die Reise und deren Veranlassung gänzlich vergessen zu haben.

Eschenbach nannte aber eben so wenig den Buchhalter Gronau, welcher sehr oft nach der Villa kam, um geschäftliche Mitteilung zu machen, die leider wenig erfreulicher Art waren und der sich jedesmal wunderte, daß sein langjähriger Prinzipal nicht nach ihm verlangt habe.

Diese Thatsache, wie auch die gänzliche Gleichgültigkeit gegen Verwandte und Freunde fingen an, Elisabeth zu ängstigen, sie fürchtete, die schwere Krankheit könne nachteilig auf seine Nerven und damit auf seine Geisteskräfte gewirkt haben und beschloß deshalb, mit Doktor Schwarz zu reden und eine unumwundene Erklärung von ihm zu fordern.

Bevor sie aber dies ausführte, erschien eines Tages zu ihrer großen Freude Doktor Bäumer in der Villa und nun erzählte Elisabeth dem bewährten Freunde, wie es um ihren Gatten stand und welche Beobachtung sie gemacht. Er hörte ernst und nachdenklich zu und erwiderte, als sie ihren Bericht beendet:

„Was Sie mir da erzählen, Frau Eschenbach, ist für den Arzt keine so seltene Erscheinung, zumal ich weiß, daß seine Nerven durch übergroße Anstrengungen gelitten hatten. Verlieren Sie

aber nicht den Mut und die Geduld," fügte er hinzu, „ich will ihn sehen und mich von seinem Zustande überzeugen. Doch darf ich nicht unerwartet vor ihm erscheinen und bitte Sie, ihn auf meinen Besuch vorzubereiten."

Mit leichtem Herzen, denn schon Doktor Bäumers Anwesenheit war ihr ein großer Trost, begab Elisabeth sich zu ihrem Gatten, der auf dem Sopha ruhte. Die Mittagssonne umspielte seine Gestalt, die kaum an den einst so stattlichen Mann erinnerte. Seine krankhaft weißen Hände ruhten auf der dunklen Sammtdecke und das matte Haupt stützte sich auf die Lehne des Ruhebettes. Sein Gesicht war bleich und eingefallen, das Haar plötzlich ergraut und die matten eingefallenen Augen blickten achtlos über den Garten hinaus auf die vom Sonnenschein beleuchteten Berge. Sie richteten sich aber mit dem Ausdruck herzlicher Liebe auf seine Gattin, als diese das Zimmer betrat und sich ihm näherte. Sie strich ihm mit der Hand das Haar von der bleichen Stirn und er sagte mit einem Anflug von Ungeduld:

„Du bist lange geblieben, Elisabeth."

„Dafür bringe ich Dir auch eine gute Nachricht, Gustav," erwiderte sie in lebhaftem Tone, den der Arzt angeraten.

„Eine gute Nachricht?" wiederholte er mechanisch und blickte sie so ausdruckslos wie vorher an. Dieser Blick ging ihr durch's Herz, dennoch erwiderte sie heiter:

„Ja, Gustav, wir haben Besuch bekommen, unerwarteten lieben Besuch."

„Besuch?" wiederholte er gleichgültig.

„Doktor Bäumer ist aus Florenz zurückgekommen."

„Doktor Bäumer?" und bei diesem Namen richtete er sich höher auf.

„Er möchte Dich sehen und begrüßen, soll ich ihn hierher führen?"

„Weiß er von meiner langen Krankheit?" fragte er lebhafter, als er bisher gesprochen.

„Deine Krankheit hat ihn zu uns gebracht. Er möchte Dich sehen, um zu beurteilen, was Deine Genesung befördern könnte!"

So laß ihn kommen und bleibe auch Du hier, damit Du ihm das, was ich vergessen habe, erzählen kannst!"

Nach wenigen Minuten stand Doktor Bäumer neben seinem Freunde, welcher ihm mit erhöhtem Glanze der matten Augen entgegensah und ihm die weiße abgemagerte Hand reichte. Ersterer hatte ihn bereits mit einem prüfenden schmerzlichen Blick betrachtet, der Elisabeth nicht entgangen war, dann aber sagte er, die schmale Rechte mit warmem Druck umfassend, in herzlichem Ton:

„Sie sind, wie ich in Florenz erfahren, krank gewesen, lieber Eschenbach?"

„Sehr krank," antwortete dieser mit hohlklingender Stimme, „und ich bin es auch noch, fragen Sie nur meine Frau."

Doktor Bäumer nahm nun an seiner Seite Platz und erwiderte, während Elisabeth kein Auge von ihm wandte:

„Aber es wird besser mit Ihnen werden, lieber Freund, und wenn Sie nur erst das Zimmer verlassen können, wird sich schon etwas für Sie thun lassen, vorläufig müssen Sie noch Ruhe haben; damit Sie indes die Langeweile nicht so sehr empfinden, werde ich Sie täglich auf einige Stunden besuchen."

„Bleiben Sie denn hier in der Stadt?" fragte der Kranke, dessen Züge sich leicht belebt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen

durch die deutsche Allgemeine Ausstellung für Unfallverhütung.

(Originalberichte des Lüdenscheider Wochenblatts.)

(Nachdruck verboten.)

XIII. Baugewerbe.

Keine einzige der Berufsgenossenschaften weist in ihrer Unfallstatistik so viele Unfälle auf, wie das Baugewerbe. Es ist also natürlich, wenn energische und umfassende Maßregeln gegen Unfälle ergriffen werden; auf der Ausstellung ist in dieser Richtung manches Beachtenswerte vorhanden, ohne daß indes das Vollkommenste schon erreicht wäre.

Unweit des Einganges von der Stadtbahn aus erhebt sich ein dreistöckiger ungeputzter Neubau, zur Darstellung von den im Baugewerbe gebräuchlichen Gerüsten, Geräten, inneren Einrichtungen, verschiedenartigen Wänden, Wölbungen u. dgl. bestimmt. Der Bau ist nicht schön und kann das der Sachlage nach nicht sein, aber ist ziemlich übersichtlich und giebt ein Bild der zweckmäßigen Neuerungen und zum Teil der alten gefährlichen Gerätschaften. Das Bauwerk ist von dem Bund der Bau-, Maurer- und Zimmermeister zu Berlin, den Baugewerksberufsgenossenschaften und dem Innungsverband deutscher Baugewerksmeister ausgestellt und ein gedruckter Prospekt, der sich mit einigem Spürtalent in einem Zimmer auffinden läßt, giebt Auskunft über die einzelnen Aussteller.

Sehr beachtenswert erscheinen die von Gauche, Gockel u. Cie. in Oberlahnstein ausgestellten Bau-Elevatoren, die einen fast ganz sicheren und gefahrlosen Transport von Steinen, Mörtel, Cement und Wasser von unten bis ins höchste Stockwerk bezwecken; die Steine 2c. ruhen in zwei Klammern, die über einander leiterartig angeordnet sind. Unter den Gerüsten sind die leicht verschiebbaren Patentbaugerüste von Thomson u. Cie.-Kopenhagen bemerkenswert, die bei Anstreichen und Reparaturen an Façaden Unfälle ausschließen dürften. Außerordentlich groß waren stets die Unfälle, die durch die sogenannten Steinrutschen, Bretter, auf denen Ziegel, Steine u. dgl. herabgelassen zu werden pflegen, passierten. Der Berufsgenossenschaftsvorsitzende A. Esmann-Berlin hat neben seiner ausgestellten neuen Steinrutsche solche Unfälle, die namentlich die Hände der Arbeiter trafen, veranschaulicht. Besonders einleuchtend zur Verhütung von Unfällen bei solchem Steintransport erscheint die Rutsche von G. Ransleben-Berlin, die selbstthätig derartig wirkt, daß niemals ein zweiter Stein in derselben Rinne, resp. auf demselben Fleck zur Erde kommen kann, solange der erste nicht weggenommen. Sodann finden wir diverse Gerüsthalter und Gerüstverbinder, die für die Sicherheit der Arbeiter auf den hohen Gerüsten von großer Wichtigkeit sind. Interessant ist ein an einem der Fenster angebrachter häuslicher Rettungsapparat, im Prinzip der bekannte Rettungssack der Feuerwehr, jedoch von jedermann bei Gefahr leicht zu benutzen; Aussteller ist Rosengarten in Gerdarden O. Pr. Was den inneren Bau des Hauses anbetrifft, so sind verschiedene Systeme feuerfester Decken, Gewölbe und Wände vorhanden. Was das Beste ist, wird natürlich erst der Ernstfall ergeben, immerhin seien einige interessante Einzelheiten genannt. Die Magnesitwerke-Berlin haben eine Wand aus ihrem feuer- und wetterfesten Material hergestellt und Regierungsbaumeister Dr. A. Katz-Stuttgart legt seine Spreu-Hohltafeln aus, die ganz sonderbar aussehen, aber sehr billig sind und sehr zweckmäßige Verwendung für Wände und Decken finden sollen. Am interessantesten jedoch sind die von Kgl. Hofmaurermeister Rabitz-Berlin ausgestellten Wände, Decken, Säulen, Gewölbe 2c. Bisher hat man wohl meistenteils geglaubt, daß das sicherste Bauwerk gegen Feuersgefahr Stein und Eisen sei und man Holz thunlichst vermeiden müsse. Ein großer Berliner Brand in der Kaiserstraße hat aber gezeigt, daß gerade die schweren eisernen Säulen am meisten von dem Feuer mitgenommen worden und kein Verlaß auf sie gewesen war. Der letztgenannte Aussteller verbindet nun Drahtgeflecht und Gypsumhüllung und hat dann wirklich bedeutende Erfolge erzielt.

Die Dach- und Schieferdecker-Innung-Berlin hat ein altdeutsches Dachmodell mit Laufbrettern am Dache, Fangbrettern, Leitern, Haken, Fangeisen und dgl. ausgestellt und in den Parterreräumen sind ferner diverse Einzelsachen zu finden, z. B. ein Grubeofen von R. Paulv-Berlin zum Austrocknen feuchter Wohnräume, eine anscheinend sehr empfehlenswerte Vorrichtung zum Feststellen der Fenster (von Warttinger u. Westphal in Steglitz) 2c. Eine ganze Menge von Zeichnungen und Photographien vervollständigen das Bild vom Baugewerbe. Die neben dem Gebäude stehende „Baubude", ein geschmackloses Bretterhäuschen, wie sie überall gang und gäbe sind und mit der Unfallverhütungs-Ausstellung gar nichts zu thun haben, hätte besser wegbleiben können.

Außer dem genannten Hause fallen nun unter die Rubrik „Baugewerbe" noch eine Reihe von Einzelheiten, die in verschiedenen Sälen ausgestellt sind und die man finden kann, wenn man sich nicht auf den fehlerhaften Katalog verläßt. Da hat z. B. ein Herr St. von Kosinski-Berlin Hygiene-Oefen ausgestellt, die nach der etwas aufdringlichen Anpreisung des Prospektes durchaus gesunde Wohnungen herstellen sollen, indem diese Oefen die Luft und Wände von Bakterien befreien, das Bauholz gesund und schwammfrei erhalten und Schwämme, Pilze, Schimmel und Feuchtigkeit, wo solche vorhanden, gründlich entfernen; nebenbei versprechen diese Oefen, die auch neue Wohnungen rasch austrocknen sollen, noch allerlei der Gesundheit zuträgliches. Ist solcher Ofen wirklich imstande, mit 3 Hektoliter Koaks ein 2fenstriges Zimmer innerhalb 24 Stunden auszutrocknen, so dürfte er von großer Wichtigkeit werden. Uebrigens ist des Ausstellers Verfahren für Austrocknung und Desinfektion von Wohnräumen vom Kultusminister v. Goßler im Mai 1888 an die Oberpräsidenten angelegentlichst empfohlen worden. Ein unscheinbares, aber wichtiges Ausstellungsobjekt ist die neue Aufhängevorrichtung für Kronleuchter (von Direktor H. Krätke-Berlin), die eine Schraubensicherung enthält, der das Herunterfallen des Kronleuchters unmöglich macht, selbst wenn dieser nach links, also abgedreht wird. Endlich sei noch der Ausstellung des Reichstagsbau-Konsortiums gedacht, das im Modell das bis jetzt fertige neue Reichstagsgebäude darstellt, unter besonderer Berücksichtigung neuester massiver Deckenwölbungen zwischen eisernen Trägern.

Unter das Baugewerbe ist auch die Ausstellung der Berufsgenossenschaft der Schornsteinfegermeister des deutschen Reiches rangiert worden, welche Ausstellung in einem etwas abgelegenen Seitensaale untergebracht ist. Die Ausstellungsgegenstände gewähren einen Einblick in die bei dem gefährlichen Gewerbe benutzten Apparate, die viel mannigfaltigerer Art sind, als man meinen sollte; z. B. die Kehrbesen sind aus sehr verschiedenen Stoffen, vom gewöhnlichen Reis bis zu Stahlstacheln, hergestellt. Besonders hervorzuheben ist eine von C. Waß in Liegnitz ausgehängte zeichnerische Uebersicht von Vorrichtungen zur Verhütung von Unfällen beim Reinigen der Schornsteine; man kann da die oft sehr gefährliche Hantierung des Schornsteinfegers beobachten und es wäre um so mehr zu wünschen, daß die zweckmäßigen Schutzvorkehrungen allgemein Anwendung fänden.